



### **Fünf Schwestern, sieben Brüder.**

Woher kommen sie ? Wie durchlitten sie die Bombenschlachten der Luftangriffe in Königsberg und Dresden? Wohin führten sie Flucht und Vertreibung mit und ohne ihre Eltern? Welche persönlichen Erlebnisse erfüllten und begleiteten die noch elf lebenden Kinder im Alter zwischen Geburt, Schulanfang, Berufseinstieg und Studium? Wie konnten sie das NAZI-Unheil und den Zusammenbruch Deutschlands überstehen? Nicht nur historische Eckdaten will der Autor wiedergeben – vielmehr Erlebtes und Erlittenes füllen die Seiten dieses Buches, aus manchmal unerträglichen Gefahren.

### **Günter Schwesig**

Er ist der Jüngste in der Familie von August und Auguste Schwesig. Seine Schulwege begannen in der NAZI-Zeit in Königsberg und wurden in Mittel- und West-Deutschland fortgesetzt. Er studierte Germanistik, Anglistik, Geistesgeschichte und Pädagogik. Seine Berufserfahrungen hat er in mannigfaltigen Verwaltungs- und Lehrtätigkeiten gesammelt. Er ist auch Entwickler der standort-unabhängigen, weltweit wirkenden *Deutschen Fernschule*, die soeben ihr 50. Jubiläum gefeiert hat. Er ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder.

Günter Schwesig

# Eine andere Art von Helligkeit

*Ostpreußische Kindheit in Krieg und Nachkriegszeit*

260 Seiten, reich bebildert

**ISBN 9 783000 703911**

Wetzlar 2021

## *Wiederkehr nach Königsberg*

Eine Eisenbahnlinie führt von Berlin nach Königsberg.

Ich stehe an ihren doppelten Geleisen. Sie kommt aus Richtung Elbing und Braunsberg, überquert den jetzt russischen Grenzpunkt in Mamónowo/Heiligenbeil.

Ich erwarte jetzt, 1992, den lokalen Zug von Mamónowo nach Königsberg – aber so schnell kommt er nicht.

Ich betrachte die ganze Trasse.

Das Schotterbett liegt stramm und fest. Stahlschwellen sind darin eingelassen und tragen die Schienen-Schlangen. Sie kommen von der etwas entfernten Waldbiegung und zischen heran – und schon wieder weiter. Ich fühle, dass Schienen und Schwellen erwärmt sind, wo das der Sonne erlaubt war, bei so hohen Laubbäumen der Waldfront gegenüber dem Bahnsteig. Alles ist hier in gutem Gebrauchszustand, nichts verödet, nichts verschlampt.

...

Als Kind war mir klar, dass mein Vater diese Strecken befahren durfte, „weil ihm die Bahn gehörte“. Er war ja bei der Bahn. Er hatte die Bahnstrecken in Masuren gepflegt und in Allenstein die Bahnhöfe bewacht. Und dann machte er die Fahrpläne der Bahn von Königsberg aus in alle Richtungen, bis weit in die Ukraine ans Schwarze Meer. Er achtete darauf, dass die Züge nicht aufeinanderkrachten. Aber ich merkte bald, dass die Bahn wohl doch nicht ihm und nicht anderen gehörte, sondern niemandem; aber dass alle sie brauchten!

Wir brauchten sie auch dringend, wenn Mutti mich bei der Hand nahm, um mit mir zu meinem Opapa zu fahren – ihrem Vater. Aber die Bahnschienen waren nicht lang genug für unser masurisches Dorf ganz im Süden – sie reichten nur bis Passenheim. Dann wurden wir von dort mit der kleinen Pferdekutsche abgeholt. Im tiefen Winter sogar mit dem Pferdeschlitten. Na, das war ein Fest! Rauschend glitten wir durch den dunklen Wald, wo der Schnee und der mondhelle Nachthimmel immer noch genug Licht gaben.

Immer noch kein Zug. ... ..

Kurz darauf kommt die Diesellok, kommt mit sonorigem Dröhnen in ihrer schweren Masse heran. Die Schienen vibrieren, der Gesang der Vögel geht zeitweilig unter. Die wenigen Reisenden des „Vorort-Verkehrs“ sind schnell zugestiegen.

Ich fahre nach Königsberg hinein, wie in meine Kindheit.

## *Unser Kreisel*

Ich habe es ihnen nicht erzählt, keinem von den „Großen“. Nicht Willy August, nicht Elisabeth Edith, nicht Hildegard Charlotte, meiner Patentante; auch nicht Hanni (eigentlich Johanna Auguste), auch nicht dem Dreigestirn Johannes Karl, Paul Adolf, Otto Ernst; dann auch nicht meiner Gertrud Margarete, weder Martin Siegfried noch Anneliese Edeltraud. Und Johannes Hermann war ja sowieso schon tot. (Damals war's für mich ein Sport, sämtliche Vornamen meiner Geschwister aus dem Ärmel zu schütteln....) Ich habe niemandem erzählt, welches besondere Erlebnis mich an diesem Nachmittag beglückt hat.

Als ich nach draußen ging – ich war etwa viereinhalb Jahre alt, schien die Sonne brennend auf den Asphalt. Ich spielte gern gleich um die Ecke im Böttchers Höfchen, der kleinen Nebenstraße, in der die Autos nicht weit kamen. Denn nach kurzem Stück war die Straße zu.

Ich hatte an diesem Nachmittag Gelegenheit, ganz allein mit Peitschenstock und unserem roten Kreisel alle möglichen Versuche anzustellen. Sonst war ich meistens nur Zuschauer. Ich wollte wirklich mal sehen, ob ich das Ding zum Drehen und Stehen bewegen konnte. Unser Kreisel war natürlich nicht neu, er sah kümmerlich aus. Andere Kinder hatten richtig stolze Farbkasper, die tanzend ihre Bahn zogen und für die ihre Meister gleich die ganze Länge unserer Straße frei haben wollten. Ich fand trotzdem meinen Platz.

Der kleine Kreisel war gar nicht so klein in meiner Hand. Seine Farbringe waren ziemlich ausgebleichen. Da, wo dickere Farbe aufgetragen war, wurde sie schnell brüchig. Sie blätterte längst ab. Das war fies, wenn man die Farbschuppen unter die Fingernägel bekam. Wo keine Farbe mehr haftete, fühlte sich das nackte Holz sehr rau an, war nicht angenehm in der kleinen Hand. Ich merkte auch, dass so ein Kreisel viel schneller umkippte, wenn er größer war. Wie sollte ich's anfangen?

Na, so wie sie es alle machten, fing ich an. Ich wickelte einmal, zweimal, dreimal; dann riss ich den Peitschenstock zur Seite, damit der Kreisel zum Drehen und Tanzen kam. Ach, er fiel um, einmal, zweimal ...

Aber auf einmal stand er und drehte sich um sich selbst, beschrieb auch tanzend kleine Kreise, auch größere, wenn die Peitsche ihm neuen Schwung gab. Hurra!

Als ich wieder ins Haus ging, war ich innerlich „größer und älter“ geworden, beinahe so wie „die Großen“.

— — —

## *Fliegeralarm in Königsberg 1944*

Mich selbst hat das Kriegsgeschehen bis dahin nur rein örtlich, in unserem Bewegungsraum erreicht. Ich kannte ja weder „Front“ noch „Feind“ noch die politischen Auseinandersetzungen.

Kriegsmaßnahmen kamen spürbar auf mich zu, als die Behörde zwischen unseren spitz zulaufenden beiden Straßen, also vor unserer Haustür, die kleine Grünanlage zerstörte. Unsere Bäumchen und Sträucher und Schleichwege waren auf einmal nicht mehr da. Sie waren ausgehoben und viel Erdreich dazu. Eine große Kuhle wurde mit Wasser gefüllt. Das sollte ein Löschteich sein – trinken verboten!

Dringlicher betraf es auch uns Kleine, als das „Training“ begann. Wir sollten lernen, wie wir uns im Fall von Fliegerangriffen verhalten sollten. Sie konnten vor allem nachts eintreffen.

Wir gingen plötzlich nicht mehr einfach schlafen. Für den Fall, dass wir auseinandergerissen würden, lag an jedem Bett ein Beutelchen mit dem Persönlichsten, dem Unverzichtbaren. Aus rotgestreiftem Bett-Inlett hatte Mutti sie für jedes der Kinder genäht. Ich konnte den Beutel am Schnürband um den Hals tragen.

So wurde geübt:

Im Schlafanzug lag man zunächst im Bett. Auf ein Signal hin wurde im schnellen Laufschrift etwas wie ein Trainingsanzug übergeworfen; der eigene Identitäts-Beutel umgehängt; im Treppenhaus stürzten wir hinab bis in einen gemeinschaftlichen Kellerraum, den Luftschutzkeller. In jener Zeit musste ihn jede Wohnanlage vorweisen. Diese Prozedur mit Blick auf einen möglichen Blitzangriff der fremden Flieger musste wie am Schnürchen klappen – und in kürzester Zeit. Besonders im „Treppen-Sturzlauf“, die Treppen der vier Geschosse hinab!

Ganz ernst wurde es im August 1944. Bei Tag und Nacht lag der heiße, trockene Sommer über uns. Da setzte nachts das intensive Heulsignal der Sirene ein, die wir über unserem Hausflur auf dem Dach hatten. Flugs ging's dicht gedrängt in den Luftschutzkeller, aber ohne Schubsen und Plaudern. Es war ernst!

Da hockte ein buntes, ängstliches Häuflein der Hausbewohner, zusammengepfercht durch die Angst ums Überleben. Und wenn wir überlebten – was blieb dann noch unter den Trümmern übrig?

Moment mal: Sind eigentlich alle mit heruntergekommen? Sind die alten Menschen der mittleren Stockwerke da? Aus solcher gedrängten Nähe habe ich manche von ihnen überhaupt zum ersten Mal bewusst gesehen. Vom Parterre war die Familie von Reini Kiel da, mit dem spielten „unsere Jungs“ (die Großen).

Dass manche Mitbewohner diesen Schutz zum Überleben gar nicht mehr suchen *wollten* – auf diese Möglichkeit kam ich damals noch nicht.

Mir kam die Wartezeit unendlich lang vor. Was hatten die Leute bloß alles an! Manchmal wollte ich lieber nicht hinschauen.

„Von oben“ ... alles, was wir jetzt erwarten konnten, musste von oben, von Flugzeugen kommen. Ich sah nur die Kellerdecke: Sie hatte solche grauen Streifen als Träger, in genauem Abstand, so dass lauter dicke Decken-Steine in Reihen dazwischen hineinpassten.

Halt! Da kommen die Flieger! Das Brummen von Motoren aus der Ferne schwillt an, bis es unerträglich laut über uns dröhnt. Sie kommen nicht einzelweise, sondern als ganz großes Rudel. Die wissen genau: Zwischen ihnen wird kein Fleckchen verschont. Ein Bombentepich kommt. Donner! Explosionen! Erschütterung unserer Mauern! Viel Rauch! Menschen schreien auf, rufen auf den Straßen nach Eimern und Wasser. Auch unser Löschteich hätte jetzt Hilfe bringen sollen; aber darin schwelen jetzt Phosphor-Bomben. Die können im Wasser weiterbrennen.

Unser Haus bleibt dieses Mal verschont. Später allerdings, nach unserer Flucht, wird von der Wohnanlage gerade unser Eingangsbereich wegradiert sein.

Unsere „Jungs“ werden gebraucht: In unserem Stadtteil Marahrenhof brennen Wohnhäuser. Eimerschleppen in Menschenkette. Die Brüder sind dabei, mit 13, 14, 15 Jahren. Zimmer für Zimmer versucht die Kette der Helfer die Brandherde zu löschen – vergeblich! Immer wieder leben die Flammen auf. Die handlicheren Bomben, die sie finden, werfen sie in den Garten.

Und was es alles zu löschen gab! Zurück in der Wohnung, drängte ich allein hinaus auf den Balkon und sah auf das flackernde Feuer der Stadt.

Ich starrte entgeistert in den rauch-dunklen Himmel. Nein, keine Muße, um Ausschau zu halten nach Nordbahnhof, nach unseren Schulen, nach anderen Zielen unseres kindlichen Lebens. In diesem Moment, nach dem Bombenangriff, konnte ich gar nichts verstehen, einordnen – nur beobachten, empfinden; Auge und Ohr, Nase und alle anderen Sinne erfuhren diese Nacht so hilflos, so überwältigt. Ich saugte das Grauen in mich hinein, ohne etwas verarbeiten zu können.

Am nächsten Tag zogen Gretel und ich vorsichtig und mit bangem Herzen Straße um Straße voran in Richtung Stadtzentrum. Wir kamen zuerst an die für uns wichtige Kreuzung Wrangelstraße/Tragheim, an der mehrere Schulen lagen. Gretels geliebtes Herder-Gymnasium lag im Schutt. Gleich gegenüber konnte auch ich meine vorgesehene Grundschule beinahe nicht wiedererkennen. Was sollte dann unser Schulbesuch noch? Am 1. September sollte auch ich hier täglich erscheinen. Als wir weitersuchten, kamen wir zum Kneiphof und seinen eigenartigen Straßennamen wie „Fleischbänkenstraße, Brodbänkenstraße, Magisterstraße“, „Am blauen Turm“ vorbei durch die „Enge Pforte“, die zum Dom führte. Der Dom lag vor uns ohne Dach, der hohe Aufbau aller Wände war ins Mittelschiff hineingebombt. An die Restmauern seines Hohen Chors angelehnt lag das Kant-Grab, unversehrt! Es war achtungsvoll verschont worden. Die Dom-Ruine fand ich bei meinem Besuch 1992 immer noch so vor wie 1944.

